

»Bloß keine Leichensäcke!«

Eine Hantologie postheroischer Kriegführung¹

1. Krieg und Nekropolitik

In der seit Mitte der 1990er Jahre zunächst in den USA, dann auch in anderen westlichen Staaten geführten Diskussion über postheroische Kriegführung spielt der Topos der *casualty shyness* eine Schlüsselrolle. Ins Deutsche wird er meist unscharf als Opfersensibilität übersetzt. Die öffentliche Zustimmung zu militärischen Aktionen hänge davon ab, so das damit verbundene Argument, dass die eigenen Truppen möglichst keine Verluste erleiden. Postheroische Gesellschaften seien nicht willens und in der Lage, hohe Gefallenenzahlen in Kauf zu nehmen. Deshalb führten sie asymmetrische Kriege mit hochtechnisierten Waffensystemen, machten sich allerdings auch verwundbar durch Gegner, die unterlegene Rüstung durch heroische Todesverachtung kompensieren. Luftangriffe aus sicherer Distanz mit Drohnen auf der einen, terroristische Anschläge von Selbstmordattentätern auf der anderen Seite verhielten sich komplementär zueinander und verstärkten sich gegenseitig.

Als Ursache der westlichen *casualty shyness* werden neben einer generellen Aversion gegen kriegsrische Zumutungen im Zuge des kollektiven Wertewandels und der damit einhergehenden »Entmilitarisierung von Habitusformen und der gesellschaftlichen Marginalisierung des Militärs«² nicht zuletzt demografische Faktoren angeführt: Solange Kinder und Jugendliche das Gros der Bevölkerung ausmachten, habe man den Kriegstod eines oder mehrerer Söhne leichter hingenommen. Zeitgenössische Gesellschaften dagegen, in denen die Alten in der Mehrheit sind und die meisten Kinder ohne oder mit nur einem Geschwister aufwachsen, seien dazu nicht bereit. Die Verlustängste der Eltern seien im gleichen Maße gestiegen, wie die durchschnittliche Kinderzahl abgenommen habe. Auch der Nachwuchs selbst zeige sich wenig gewillt, sein Leben für das Vaterland, die Freiheit, die Durchsetzung der Menschenrechte oder für welche Ziele auch immer aufs Spiel zu setzen. Und da demokratisch gewählte Regierungen nicht längerfristig gegen den Willen ihrer Bürgerinnen und Bürger regieren könnten – sie würden sonst abgewählt –, beschneide die *casualty shyness* in fundamentaler Weise ihre Kriegführungsfähigkeit.

Die Zurückhaltung westlicher Staaten gegenüber Kampfeinsätzen mit hohem Risiko für die eigenen Soldaten verleihe wiederum autoritären Regimen, bewaffne-

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags im Rahmen der Ringvorlesung »Helden müssen sterben. Von Sinn und Fragwürdigkeit des heroischen Todes«, organisiert vom DFG-Sonderforschungsbereich 948 »Helden, Heroisierungen, Heroismen«, in Freiburg am 10. Januar 2018.

2 Heins, Warburg 2004, S. 124.

ten Milizen oder Terrornetzwerken eine enorme Macht, die deren personale und materiale Ressourcen weit übersteige. Vermehrte Rüstungsanstrengungen könnten die westliche Mobilisierungs- und Legitimierungsschwäche bestenfalls partiell ausgleichen. Die unheroischen, weil durch das Primat der Verlustvermeidung bestimmten Militäraktionen trieben vielmehr den heroischen Gemeinschaften terroristischer Gruppen fortwährend neue Mitglieder zu. Deren Stärke liege in ihrer zu unbedingtem *Opferwillen* radikalisierten *Opferbereitschaft*. Wer den Tod suche, der sei zu allem fähig. Postheroische Gesellschaften könnten deshalb trotz ihrer erdrückenden rüstungstechnischen Überlegenheit diesen Feind weder endgültig vernichten noch zur bedingungslosen Kapitulation zwingen, weil gerade ihre Anstrengungen, dies zu tun, der terroristischen Hydra neue Köpfe nachwachsen lasse. Ihnen bleibe deshalb nichts anderes übrig, als ihre Sicherheitsapparate auszubauen, sich um präventive Schadensabwehr zu kümmern und im Übrigen zu lernen, mit den Bedrohungen zu leben. Gelassenheit sei die heroische Tugend postheroischer Gesellschaften.

So etwa lautet die Kurzfassung der zuerst vom US-amerikanischen Militärtheoretiker Edward N. Luttwak aufgebrachten, in Deutschland insbesondere durch Herfried Münkler weiter ausgearbeiteten Diagnose vom Zeitalter postheroischer Kriegführung.³ Diese Diagnose ist erstens perspektivisch, das heißt sie bezieht sich ausschließlich auf die westlichen Industriegesellschaften des ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhunderts. Nur diesen soll es an heroischen Einstellungen mangeln, während politische Regime in anderen Weltregionen durchaus noch erfolgreich an kriegerische Tugenden zu appellieren vermögen. Zweitens handelt es sich um eine Krisendiagnose. Sie kreist um die Frage, wie Staaten ihre Kriegführungsfähigkeit angesichts opferunwilliger Bevölkerungen aufrechterhalten oder wiedergewinnen können. Die Krisenursachen werden dabei, wie Kritikerinnen monieren, ausschließlich auf Seiten der Gesellschaft verortet, die für militärische Erfordernisse taub geworden sei: »Zugespitzt formuliert müsste bzw. sollte demnach die Gesellschaft ihr zivilgesellschaftliches Selbstverständnis korrigieren, um sich auf die realen, d. h. gewaltvollen Gegebenheiten der heutigen Zeit einstellen zu können.«⁴ Weil die Möglichkeiten einer solchen Remilitarisierung aber als unrealistisch eingeschätzt würden, laufe die Diagnose darauf hinaus, dem Militär »einen Status *sui generis* zuzuschreiben und eine gesellschaftliche Sonderstellung für Soldatinnen und Soldaten zu reklamieren«.⁵ An die Stelle des republikanischen Leitbilds vom Staatsbürger in Uniform trete die Vorstellung vom Militär als heroischer Gemeinschaft in einer postheroischen Gesellschaft. Professionelle Krieger erledigten stellvertretend jene *dirty jobs*, vor denen die übrigen zurückschrecken. Postheroische Gesellschaften seien folglich keineswegs pazifistische Gesellschaften, sie entledigten sich heroischer Zumutungen vielmehr, indem sie diese an professionelle Gewaltakteure, entweder staatlich angestellte Berufssoldaten oder Söldner privater Sicherheitsfirmen, delegieren und obendrein in weit entfernte Weltregionen auslagern. Die Diagnose post-

3 Luttwak 1995; Luttwak 1996; Münkler 2006; Münkler 2007; Münkler 2015, insbesondere S. 143-253.

4 Leonhard 2015, S. 149.

5 Ebd., S. 151.

heroischer Kriegführung rückt drittens den Aspekt des Opfers – im Sinne von *sacrifice*, nicht von *victim* – ins Zentrum und konstatiert in dieser Hinsicht gravierende Motivationsdefizite. »Zum Helden kann nur werden«, schreibt Münkler, »wer bereit ist, Opfer zu bringen, eingeschlossen das größte, das des Lebens. [...] Nicht das Blut, das an seinen Waffen klebt, macht den Krieger zum Helden, sondern seine Bereitschaft zum Selbstopfer, durch das andere gerettet werden.«⁶ Ein solcher Altruismus könne heute allerdings nicht mehr selbstverständlich vorausgesetzt und schon gar nicht erzwungen werden. Die große Mehrzahl sei nicht länger gewillt, die eigene Auslöschung als Dienstrisiko in Kauf zu nehmen – ein Grund für die Aussetzung der allgemeinen Wehrpflicht in den meisten westlichen Staaten.

Bei genauerem Hinsehen erweist sich der heldenhafte Tod fürs Vaterland freilich auch in der Vergangenheit als eine nachträgliche Idealisierung. Welcher Soldat verfügte schon über jene Wahlmöglichkeit, die das Wort *Opferbereitschaft* suggeriert? Zwangsrekrutierung, militärischer Drill und das Prinzip von Befehl und Gehorsam sorgten dafür, dass die Frage, ob er sein Leben aufs Spiel setzen will, der eigenen Entscheidung entzogen blieb. Zwar gab es immer auch Kriegsfreiwillige, aber selbst diese trieben eher Abenteuerlust und Überdruß am öden Alltag, Hoffnung auf Sold und Beute oder das Streben nach Ruhm zu den Waffen als die Aussicht auf ein Heldengrab. Weitaus größer war ohnehin das Heer der »Kriegsunfreiwilligen«, die zwar »durchaus Soldat sein, aber nicht unbedingt kämpfen«⁷ wollten und ihren Dienst nur widerstrebend versahen. Geholfen hat ihnen das wenig. Der Tod auf dem Schlachtfeld traf und trifft auch jene, die alles daransetzen, ihm zu entgehen. Zumal in der Ära der Massenvernichtungsmittel gilt: Wozu ein Soldat bereit ist, was er will oder tut, hat wenig Einfluss darauf, was er erleidet.

Geändert hat sich in Zeiten postheroischer Kriegführung also weniger die tatsächliche Bereitschaft zum Selbstopfer als die Möglichkeit, den Soldatentod als ein solches zu erklären. *Casualty shyness* bezeichnet die Affektlage zeitgenössischer westlicher Gesellschaften, denen die Vorstellung des heroischen Opfers gleichermaßen fremd wie befremdlich geworden ist und die tote Soldaten nur noch als Skandalon wahrnehmen können. Ihre Mitglieder mögen zwar mehr oder minder begeistert die Heldenmythen der Populärkultur konsumieren, aber sterben sollen die Heroen bitteschön nur auf der Leinwand.

Für postheroische Kriegführung stellt dies eine zweifache Herausforderung dar: Einerseits müssen die Verantwortlichen alles tun, um bei Militärmissionen eigene Verluste zu vermeiden. Weil das trotz massiver technologischer Aufrüstung nicht immer gelingt, müssen militärische und politische Führung andererseits dafür Sorge tragen, dass die Getöteten – genauer: die affektiven Auswirkungen ihrer medialen Präsenz – nicht die öffentliche Unterstützung des Kriegs, zumindest aber seine kritiklose Hinnahme unterminieren. Jeder Gefallene erscheint als potenzieller Störenfried, dessen subversive Macht durch Trauerrituale sowie ausgefeilte Strategien des Sichtbarmachens und Unsichtbarhaltens kontrolliert werden muss. Mehr als gewöhnliche Verstorbene unterliegen tote Soldaten deshalb umfassender nekropo-

6 Münkler 2007, S. 742.

7 Geyer 1995, S. 146.

litischer⁸ Reglementierungen. Minutiöse Anweisungen legen fest, wie mit ihren sterblichen Überresten zu verfahren ist, ob und gegebenenfalls welche Bilder veröffentlicht werden dürfen und in welcher Form der Gefallenen gedacht werden soll.

Der Umgang mit dem toten Soldatenkörper folgt dabei einer politischen Theologie, die staatliche Souveränität mittels einer sinnlich-übersinnlichen Verdopplung in Szene setzt: Ähnlich den von Ernst Kantorowicz untersuchten mittelalterlichen Königen⁹ haben Soldaten zwei Körper, einen natürlichen sterblichen und einen übernatürlichen politischen. Solange der König oder der Soldat leben, fallen beide Körper zusammen, erst im Moment des Todes treten sie auseinander. Während der physische Körper stirbt, lebt der politische Körper fort, indem er in symbolischen Inkarnationen rituell zur Schau gestellt wird. Während die zwei Körper des Königs die dynastische Kontinuität zu gewährleisten hatten – *le roi est mort, vive le roi* –, sollen die vielfältigen Praktiken des militärischen Totenkults, welche die doppelte Seinsweise der gefallenen Soldaten inszenieren, die staatliche Kriegsführungsfähigkeit sicherstellen. Ihr gewaltsamer Tod dient als Unterpfand, »um die politische Handlungseinheit zu rechtfertigen«.¹⁰ Genau das bedeutet Nekropolitik: Die souveräne Macht bestimmt nicht nur, wer leben darf und wer sterben muss, sondern greift auch auf die Toten über. Perpetuiert wird damit nicht zuletzt die Unterscheidung zwischen Freund und Feind; sie kehrt wieder als Differenz zwischen den Betrauerbaren und denjenigen, denen diese Form der Anerkennung verwehrt bleibt.¹¹ Die Gefallenen der eigenen Seite werden namentlich geehrt, die getöteten Gegner bleiben in der Regel anonym – oder werden gleich ganz aus dem öffentlichen Gedächtnis getilgt. »Die Feindschaft soll über den eigenen Tod hinausreichen, um nicht der Identität der eigenen Sache verlustig zu gehen«, schreibt Reinhart Koselleck zur Praxis der getrennten Bestattung Kriegsgefallener. »Die Gleichheit im Tode wird zurückgenommen zugunsten einer Gleichheit, die die nationale Homogenität wahrt: Es ist die Homogenität der Lebenden und der Überlebenden, und zwar in ihrer jeweiligen politischen Gruppierung.«¹²

Sämtliche nekropolitischen Maßnahmen von der Überführung der Leichen in die Heimat bis zur Errichtung von Denkmälern zielen darauf ab, die gespenstische Macht der Toten über die Lebenden zu bannen. Wann und wo die Gefallenen erscheinen, welche Affekte ihr Erscheinen, aber auch ihre Abwesenheit auslösen, was sie zu sagen haben und worüber sie schweigen sollen, ob sie ihre letzte Ruhe finden oder immer wieder heraufbeschworen werden und, noch vor all dem, wer überhaupt der Erinnerung für würdig gehalten und wer dem Vergessen anheimgegeben wird – nichts soll dem Zufall überlassen bleiben. Fragen wie diese provozieren auch schon früher Streit – Sophokles' *Antigone* gibt Zeugnis von antiker Nekropolitik – aber unter den Bedingungen massenmedialisierter Öffentlichkeiten haben

8 Vgl. Mbembe 2014.

9 Kantorowicz 1992 [1957].

10 Koselleck 1994, S. 12.

11 Vgl. Butler 2005.

12 Koselleck 1979, S. 268.

sich die Technologien posthumer Kontrolle ausgeweitet und verfeinert. Nicht allein der Tod des Herrschers, auch jener der gemeinen Soldaten ist zum Politikum geworden.

Die Semantiken von Beschwörung, Erscheinung und Bann verweisen darauf, dass die Gefallenen keineswegs nur als kultische Bezugspunkte einer politischen Theologie fungieren, sondern ebenso als Medien im spiritistischen Sinn: Als schmerzlich vermisste Erinnerungsgestalten, die beweint, als verehrte Autoritäten, die angerufen werden, oder als ruhelose Wiedergänger, welche die Lebenden heimsuchen, gewinnen die Toten Präsenz und pochen darauf, dass die Vergangenheit nicht vergangen ist, sondern die Zukunft präfiguriert. Immer, wenn über die Gefallenen gesprochen wird, und erst recht, wenn jemand in ihrem Namen spricht, jedes Mal, wenn ihre sterblichen Überreste, ihre Hinterlassenschaften oder bildlichen und schriftlichen Zeugnisse in Praktiken involviert werden, nehmen sie in der sozialen Sphäre Gestalt an.¹³

Jacques Derrida hat vorgeschlagen, sich der gespenstischen Gegenwart der Verstorbenen auf dem Wege einer »Hantologie« zu nähern. Das kaum ins Deutsche übersetzbare Wort amalgamiert Ontologie und *hanter*, spuken, und zielt auf den verstörend uneindeutigen, aber gerade dadurch umfassenderen und machtvolleren Wirklichkeitsstatus der Wiedergänger.¹⁴ Menschliche Gemeinschaften setzen sich demnach nicht nur aus lebenden Personen zusammen, sondern auch aus den Verstorbenen, und diese bescheiden sich keineswegs mit einer Rolle als passive Objekte von Memorialkulturen, sondern nehmen, vermittelt durch ihre materiellen, visuellen und sprachlichen Spuren, aktiv am sozialen Geschehen teil. Das gilt in besonderer Weise für die getöteten Soldaten: Verstaut in flaggendrapierten Särgen, erfasst in offiziellen Gefallenenlisten, vergegenwärtigt in Fotografien und Videos, in Briefen und E-Mails oder den Erinnerungen von Angehörigen, sind die Abwesenden anwesend und fähig, Kriege eskalieren zu lassen oder den Abbruch der Kämpfe zu erzwingen. Ihre Botschaften klingen mal wie ein Ruf nach Rache, mal wie das Flehen nach einem Ende der Gewalt.

Die Gespenster des Kriegs lassen sich durch nekropolitische Interventionen zwar nicht zum Schweigen bringen, aber manchmal doch beschwichtigen, indem man den Toten Ehre erweist und ihr Sterben heroisch verklärt. In der Hoffnung, dass ihre Geister dann Ruhe geben, erhalten gefallene Soldaten in nahezu allen politischen Regimen automatisch Heldenstatus. Hantologisch gesehen, ist Heroisierung Abwehrzauber. Die Befehlshaber fürchten die Untoten als potenzielle Wehrkraftzersetzer und versuchen sie mit militärischem Zeremoniell versöhnlich zu stimmen, wenn nicht gar als virtuelle Kämpfer an der Heimatfront in posthumen Dienst zu nehmen. Zur moralischen Aufrüstung taugen die Heldenkulte indes nur bedingt, weil jede Anrufung der Gefallenen die Angst schürt, es könnten nicht die letzten Opfer gewesen sein. Vor allem aber erinnern sie an die ungesühnte Schuld, welche das politische Kollektiv mit ihrem gewaltsamen Tod auf sich geladen hat. In den Gespenstern zeigt sich der Leviathan als menschenverschlingendes Ungeheuer. Fei-

¹³ Vgl. Wasinski 2008, S. 114.

¹⁴ Derrida 2004, S. 25.

erliche Ansprachen, Ehrenwachen und Salutschüsse können nicht ungeschehen machen, dass der Souverän die Soldaten zum bloßen Mittel für seine Zwecke gemacht und ihnen gegenüber das Schutzversprechen gebrochen hat, dem er seine Legitimation verdankt. Hinter den Geistern der Gefallenen lauern zudem noch die Schatten der von ihnen Getöteten. Dass die ums Leben gekommenen Soldaten nicht als reine Opfer, sondern ebenso als Täter in das Gewaltgeschehen eingebunden waren, erzeugt zusätzlichen Rechtfertigungsbedarf. Auch sie sind schuldig geworden. Ihre Heroisierung ist nicht zuletzt ein Reinigungsritual.

Besonders eindrücklich und deshalb bedrohlich erscheinen die Geister der Toten, wenn sie sich visueller Medien bedienen, um den Lebenden zu erscheinen, und das dank Fernsehen und Internet an unzähligen Orten zugleich. Wenn jede Nachrichtensendung zur potenziellen Séance wird, bleibt kein Wohnzimmer von den Heimsuchungen verschont. Gleich ob unterstellt wird, dass Fotos und Videos der Getöteten allein aufgrund ihrer Visualität ausgeprägtere Präsenzeffekte zeitigen als Texte und Tondokumente, oder die Macht der Bilder vor allem ihrer schieren Menge und viralen Verbreitung zugeschrieben wird, die Kontrolle der Bilderproduktion und -zirkulation kann kriegsentscheidend sein. Nekropolitik wird deshalb Bilderpolitik. Exemplarisch zeigen das die Anstrengungen der US-Administration seit den späten 1970er Jahren, die Bildberichterstattung über militärische Verluste in Regie zu nehmen. Die Geschichte postheroischer Kriegsführung beginnt hier. Sie handelt nicht nur von Distanzwaffen und asymmetrischen Konflikten, sondern auch vom Vietnam-Syndrom und dem *body bag effect*.

Was im Folgenden am Beispiel der Regelungen zur Rückführung gefallener Soldaten in den USA ausgeführt wird, ließe sich in ähnlicher Weise auch für andere Länder und anhand anderer Formen staatlich orchestrierten Totengedenkens zeigen.¹⁵ Jedes Kriegerdenkmal ist ein nekropolitisch Monument, an jedem Totengedenktag werden die Geister der Gefallenen von neuem angerufen. Zwar variieren mit Tradition und gesellschaftlicher Stellung des Militärs in den westlichen Demokratien auch die nationalen Kulturen des Trauerns, aber so unterschiedlich die Gedenkpraktiken im Einzelnen ausfallen, sie kreisen um dieselben Fragen: Wie den gewaltsamen Tod derjenigen Bürger und Bürgerinnen rechtfertigen, die selbst als Gewaltakteure in staatlichem Auftrag handelten? Wie sie zugleich als politische Opfer heroisieren und als ihren Familien entrissene persönliche Opfer betrauern? Wie die Toten begraben, ohne ihre Gespenster zu wecken? Weil die USA nach 1945 von allen westlichen Staaten die größten Truppenkontingente in Auslandseinsätze schickten und auch die meisten Gefallenen zu beklagen hatten, stellten sich hier die hantologischen Herausforderungen früher und dringlicher, und sie haben bis heute nicht an Brisanz verloren.

15 Vgl. Hettling, Echternkamp 2013.

2. Die Rückkehr der Gefallenen

»Die im Krieg gefallenen amerikanischen Soldaten und Zivilisten sind erstaunlich lebendig«, konstatierte 2013 der Historiker Michael Geyer, sie »haben in den Vereinigten Staaten vor allem in jüngster Zeit ein wundersames Nachleben«. ¹⁶ Zu einem ernsthaften Problem wurde dieser »Eigensinn der Toten« erstmals im Zuge des Vietnamkriegs. Schon bald nach dessen Ende setzte sich unter den Konservativen in den USA die Auffassung durch, die Supermacht habe trotz erdrückender militärischer Überlegenheit den Gegner nicht bezwingen können, weil sich im eigenen Land eine Anti-Kriegsstimmung breitgemacht und es der Regierung an politischer Entschlossenheit gefehlt habe. Die Anhänger dieses US-amerikanischen Pendants zur deutschen Dolchstoßlegende nach dem Ersten Weltkrieg machten für das militärische Desaster neben der nordvietnamesischen Propaganda und dem pazifistischen Zeitgeist vor allem die unzensierten Fernsehbilder verantwortlich, die Vietnam zum ersten Wohnzimmerkrieg werden ließen. ¹⁷ Die liberalen Medien hätten Tag für Tag den Kriegshorror an die abendlichen Familientische geliefert und mit ihren Schreckensbildern die Moral in der Heimat geschwächt. Dass, wie Medienanalysen gezeigt haben, die Berichterstattung tatsächlich der im Kriegsverlauf zunehmend kritischeren öffentlichen Meinung in den USA gefolgt war und nicht umgekehrt, ¹⁸ tat der Wirksamkeit des Defätismus-Vorwurfs keinen Abbruch.

Zum Inbegriff des synonym zur psychiatrischen Diagnose für traumatisierte Kriegsheimkehrer Vietnam-Syndrom genannten kollektiven Haltungsschadens avancierte der *body bag effect*. Obwohl kaum Fotos von getöteten Soldaten in Leichensäcken ausgestrahlt worden waren – gefallene G.I.s auf den Kampfschauplätzen wurden zwar in Leichensäcken geborgen, für den Rücktransport in die USA allerdings in Särge umgebettet –, verdichteten sich im Imaginaire des *coming home in body bags* emblematisch alle Zweifel am Sinn des Kriegs und der Opfer, die er forderte. Unmittelbar und mit emotionaler Wucht beschwor das Motiv die Vorstellung eines toten Bruders, Sohnes oder Vaters herauf. ¹⁹

Auch bei späteren US-amerikanischen Auslandseinsätzen stand der *body bag effect* für die Überzeugung, dass die öffentliche Unterstützung nicht unbedingt dann wegbrach, wenn die Zahl der Gefallenen anstieg, sondern sobald Särge auf den Bildschirmen auftauchten – oder auch nur von Leichensäcken gesprochen wurde. Eine Konsequenz waren semantische Säuberungen: 1991 ersetzte das Pentagon in seinen Verlautbarungen das Wort *body bag* durch das weniger belastete *human remains pouch*, 2003 untersagte das US-Militär schließlich offiziell die Bezeichnung

16 Geyer 2013, S. 487 f.

17 Und auch zum vorerst letzten. Schon ab dem Falklandkrieg gab es *embedded journalists*, und unzensiertes Filmmaterial verschwand von den Bildschirmen. Vgl. Sontag 2003.

18 »It was not until the collapse of consensus was well under way that television's coverage began to turn around; and when it did turn around, it only turned so far« (Hallin 1989, S. 163).

19 Saase, Hall 2016, S. 187.

body bag.²⁰ Noch wichtiger erschien den politisch und militärisch Verantwortlichen jedoch die Zensur der Bilder. Weil sie die gefürchtete *casualty shyness* als hoch ansteckende, vor allem foto-induzierte Affektstörung auffassten, setzten sie auf Prävention durch visuelle Quarantäne-Maßnahmen.

Zu Beginn des ersten Golfkriegs verhängte das US-Verteidigungsministerium den sogenannten Dover-Bann, benannt nach einer Luftwaffenbasis im Bundesstaat Delaware, auf der die Einheit für Bestattungsangelegenheiten stationiert ist und Transportflugzeuge mit den Überresten der Gefallenen landen. Die Anweisung untersagte den Medien, Aufnahmen von der Rückführung toter Soldaten auf dem Militärflugplatz in Dover zu machen und zu verbreiten. Der Bann verhinderte die Durchführung des sogenannten *Dover Tests*, mit dem der Senator John Glenn einen simplen Postheroismus-Index entwickelt hatte. Seine Frage »Wird die Unterstützung von Öffentlichkeit und Kongress andauern, wenn die Leichensäcke oder die Särge über Dover, Delaware zurückkommen?«²¹ war schlechterdings nicht zu beantworten, wenn die Heimkehr der Toten durch ein Bilderverbot zu einem Nichtereignis gemacht wurde.

Zur Vorgeschichte des Dover-Banns gehört ein grotesker Fernsehauftritt, der Präsident George H. W. Bush unvermittelt mit den Geistern der Gefallenen konfrontierte: Am Ende einer Pressekonferenz während der Militärinvasion in Panama im Dezember 1989 hatte ein gut gelaunter Bush mit den Journalisten herumgealbert und vorgeführt, wie er wegen Nackenschmerzen nur gekrümmt laufen konnte, als die live übertragenden Fernsehsender auf geteilten Bildschirm umschalteten und Aufnahmen von in Dover eintreffenden Särgen einblendeten. Verärgert darüber, hatte der Präsident von den Sendern verlangt, künftig das Weiße Haus vorab über solche Einblendungen zu informieren, was diese jedoch verständlicherweise zurückgewiesen hatten.²²

Pressevertreter und Veteranenorganisationen scheiterten damit, den Dover-Bann wegen Einschränkung der Pressefreiheit gerichtlich anzufechten, während der Präsidentschaft Clintons wurde er jedoch nur lax gehandhabt. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 erneuerte die Bush-Administration den Bann und erweiterte ihn mit Beginn des Irak-Kriegs auch auf andere Ankunftsorte von Gefallenen-transporten. Im April 2004 tauchten dann Fotos flaggendrapierter Särge in den US-Medien auf, die eine Mitarbeiterin eines zivilen Luftfahrtunternehmens in einem Transportflugzeug aufgenommen hatte, das gefallene G.I.s aus Afghanistan und dem Irak in die USA überführte. Die Mitarbeiterin und auch ihr bei derselben Firma tätiger Ehemann wurden mit Verweis auf den Dover-Bann umgehend entlassen.²³ Wenige Tage später veröffentlichte jedoch das Pentagon rund 350 Fotos von der Rückkehr gefallener Militärangehöriger, nachdem ein Anwalt dies unter Berufung

20 Ebd., S. 193.

21 Zitiert nach Penrod 2004, S. 7 (Übersetzung U.B.).

22 Saase, Hall 2016, S. 188 f.; Mobley 2016, S. 123 f.

23 Saase, Hall 2016, S. 194; Kelley 2016, S. 123.

auf den *Freedom of Information Act* eingeklagt hatte.²⁴ Die aufgeklappten Flugzeugrumpfe, aus denen die Särge entladen wurden, erinnerten an alte Abbildungen des Leviathan als gestrandeter Walfisch: Das Staatsmonster hatte die Menschen verschlungen und spuckte ihre Überreste nun wieder aus (Abbildung 1).

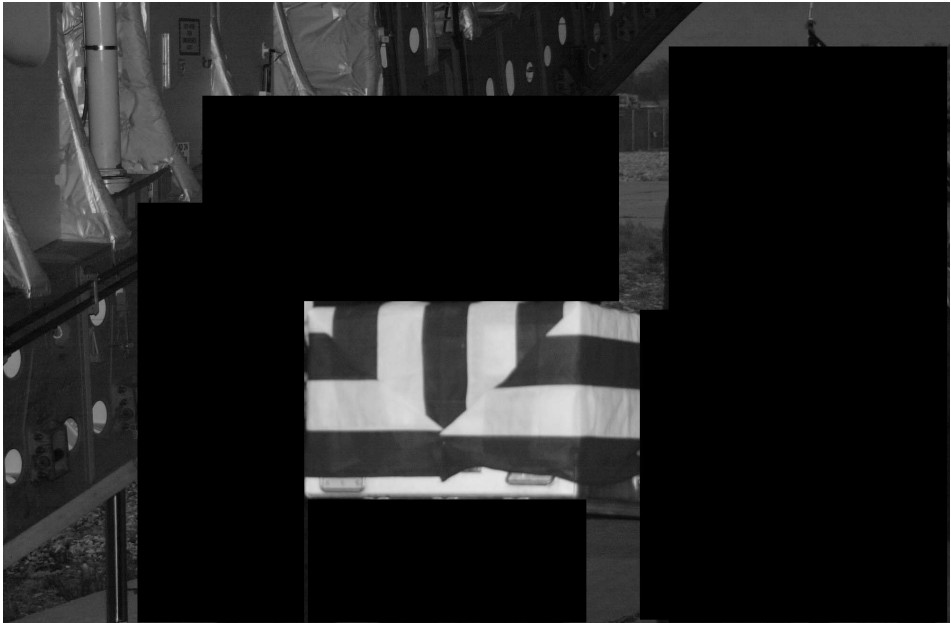
Abbildung 1: *The Return of the Fallen*, Nr. 174²⁵



Auf vielen Fotos wurden die Mitglieder der ebenfalls abgelichteten Ehrengarde geschwärzt, was den Eindruck verstärkte, dass es sich um eine Szene handelte, die nur widerwillig und in bearbeiteter Form öffentlich gezeigt werden sollte. Auf einem der Bilder schwebt ein von dicken schwarzen Blöcken umrahmter Sarg wie von Geisterhand getragen aus der Transportmaschine (Abbildung 2).

24 Siehe https://nsarchive2.gwu.edu/NSAEBB/NSAEBB152/casket_exhibit.html (Zugriff vom 02.06.2018).

25 Ebd.

Abbildung 2: *The Return of the Fallen*, Nr. 28²⁶

Die Debatten über das Bilderverbot hielten auch in den folgenden Jahren an, bis Verteidigungsminister Robert M. Gates – »auf der Suche nach einem Weg, familiäre Privatangelegenheiten mit dem Recht der amerikanischen Bevölkerung, diese gefallenen Helden zu ehren, besser zu vereinbaren«²⁷ – am 26. Februar 2009 den Bann aufhob. Seither ist eine Bildberichterstattung über die Rückkehr der Toten möglich, sofern die Familien dem zustimmen. Diese werden eingeladen, auf Staatskosten nach Dover zu kommen und an der Zeremonie teilzunehmen. Die Obama-Administration entschärfte den Konflikt zwischen dem Anspruch auf Informationsfreiheit und der Sorge vor dem *body bag effect*, indem sie die Rolle der Angehörigen stärkte. Statt Bilder aus Dover von den Bildschirmen zu verbannen, lautete die Botschaft nun: »Sie sind herzlich eingeladen, sich anzusehen, was hier geschieht, aber Sie werden bald merken, dass es nicht viel zu sehen gibt, es sei denn, Sie haben eine persönliche Beziehung zu den Verstorbenen.«²⁸

Was als Bruch mit der Zensurpraxis der Vorgänger-Regierungen inszeniert wurde, steht allerdings in Kontinuität zur nekropolitischen Wende der Nach-Vietnam-Ära: Der staatliche Totenkult und die damit verbundene politische Instrumentalisierung der Gefallenen werden zurückgedrängt zugunsten einer Privatisierung der Trauer in Gestalt eines würdevollen Transfers ihrer Überreste an die Familien. Die Differenz

26 Ebd.

27 Zitiert nach Saase, Hall 2016, S. 196 (Übersetzung U.B.).

28 Ebd., S. 200 (Übersetzung U.B.).

zwischen Bush Senior und Junior auf der einen und Obama auf der anderen Seite besteht darin, dass letzterer es für klüger hielt, die Öffentlichkeit diskret an diesem Akt teilhaben zu lassen. Auch wenn die getöteten Soldaten im öffentlichen Diskurs selbstverständlich weiterhin als »unsere Helden« firmieren, sind die Zeremonien ihrer Rückkehr genauso postheroisch, wie es die ebenfalls von Obama forcierte Ausweitung des Drohnenkriegs ist: Statt die Toten als Kriegshelden zu glorifizieren, entlässt sie das Militär aus seiner Befehlsgewalt und gibt sie in einem rituellen Akt denen zurück, die ihnen nahe standen. Statt Podeste zu errichten, um besser zu patriotischen Vorbildern aufschauen zu können, schafft man einen Rahmen für persönliche Abschiede. Das politische Kalkül dieser Entpolitisierungsstrategie liegt auf der Hand: Mit gefährlichen Heimsuchungen ist sowohl zu rechnen, wenn man die Gefallenen ostentativ heroisiert, wie auch, wenn man sie dem öffentlichen Blick zu entziehen sucht. Souverän ist dagegen, wer die Gespenster in Schach zu halten vermag. Staatlich verordnete Sinnstiftung ist dazu ebenso kontraproduktiv wie visuelle Prävention. Dass die Geister der Toten Ruhe geben, ist eher zu hoffen, wenn man sie in Ruhe lässt und ihre Familien um sie trauern können. Postheroische Nekropolitik führt so die gegensätzlichen Aspekte des Opfers zusammen: Sie verzichtet nicht auf Indienstnahme des Todes als *sacrifice*, respektiert aber den Wunsch, die Getöteten sichtbar als *victims* zu beklagen.

Literatur

- Butler, Judith 2005. »Gewalt, Trauer, Politik«, in *Judith Butler: Gefährdetes Leben. Politische Essays*, S. 36-68. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques 2004. *Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geyer, Michael 1995. »Eine Kriegsgeschichte, die vom Tode spricht«, in *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, hrsg. v. Lindenberger, Thomas; Lüdtke, Alf, S. 136-161. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geyer, Michael 2013. »Amerikanisches Totengedenken. Privatisierung des Leides und Universalisierung der Toten«, in *Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung*, hrsg. v. Hettling, Manfred; Echternkamp, Jörg, S. 487-509. München: Oldenbourg.
- Hallin, Dan 1989. *The »uncensored war«? The media and Vietnam*. Berkeley: University of California Press.
- Heins, Volker; Warburg, Jens 2004. *Kampf der Zivilisten. Militär und Gesellschaft im Wandel*. Bielefeld: transcript.
- Hettling, Manfred; Echternkamp, Jörg. Hrsg. 2013. *Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung*. München: Oldenbourg.
- Kantorowicz, Ernst 1992 [1957]. *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kelley, Bradford J. 2016. »Pictures of the fallen and the Dover ban: an analysis of banning the media from photographing coffins«, in *Kansas Journal of Law & Public Policy* 26, S. 116-142.
- Koselleck, Reinhart 1979. »Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden«, in *Identität. Poetik und Hermeneutik VIII*, hrsg. v. Marquard, Odo; Stierle, Karlheinz, S. 255-276. München: Wilhelm Fink.
- Koselleck, Reinhart 1994. »Einleitung«, in *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, hrsg. v. Koselleck, Reinhart; Jeismann, Michael, S. 9-20. München: Wilhelm Fink.

- Leonhard, Nina 2015. »Militär und Krieg in der postheroischen Gesellschaft: Implikationen einer Krisendiagnose zivil-militärischer Beziehungen«, in *Militär und Gewalt: sozialwissenschaftliche und ethische Perspektiven*, hrsg. v. Leonhard, Nina; Franke, Jürgen, S. 137-161. Berlin: Duncker & Humblot.
- Luttwak, Edward N. 1995. »Toward post-heroic warfare«, in *Foreign Affairs* 74, 3, S. 109-122.
- Luttwak, Edward N. 1996. »A post-heroic military policy«, in *Foreign Affairs* 75, 4, S. 33-44.
- Mbembe, Achille 2014. »Nekropolitik«, in *Biopolitik. Ein Reader*, hrsg. v. Folkers, Andreas; Lemke, Thomas, S. 228-273. Berlin: Suhrkamp.
- Mobley, Kayce 2016. »Hiding death: contextualizing the Dover ban«, in *Journal of Military Ethics* 15, 2, S. 122-142.
- Münkler, Herfried 2006. *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*. Weilerswist: Velbrück.
- Münkler, Herfried 2007. »Heroische und postheroische Gesellschaften«, in *Merkur* 61, 8/9, S. 742-752.
- Münkler, Herfried 2015. *Kriegssplitter. Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert*. Berlin: Rowohlt.
- Penrod, Grant 2004. »Letting loose the images of war: the battle for public access to government-held photographs of war«, in *The News Media and the Law* 28, 3, S. 7-9.
- Saase, William O.; Hall, Rachel 2016. »Restive peace: body bags, casket flags, and the pathologization of dissent«, in *Rhetoric & Public Affairs* 19, 2, S. 177-208.
- Sontag, Susan 2003. *Das Leiden anderer betrachten*. München: Hanser.
- Wasinski, Christophe 2008. »'Post-heroic warfare' and ghosts – the social control of dead American soldiers in Iraq«, in *International Political Sociology* 2, 2, S. 113-127.

Zusammenfassung: Postheroische Gesellschaften tun sich schwer mit der Mobilisierung von Opferbereitschaft. Getötete Soldaten sind für sie ein Skandalon, der Umgang mit ihren Überresten ist deshalb politisch brisant. Am Beispiel der Regelungen des US-Militärs für die Rückführung Gefallener analysiert der Beitrag zeitgenössische Formen des militärischen Gefallenengedenkens. Jacques Derridas Konzept der »Hantologie« aufgreifend, deutet er sie als nekropolitische Versuche, die gespenstische Präsenz der Toten zu bannen.

Stichworte: Totenkult, Nekropolitik, Postheroismus, Opfer-Sensibilität

«No more body-bags!» A hauntology of post-heroic warfare

Summary: Post-heroic societies have difficulties mobilising the willingness for self-sacrifice. Combat casualties are perceived as a main cause for political dissatisfaction with war; therefore, the appropriate way of dealing with soldiers' remains is highly controversial. Using the example of US regulations for the return of fallen soldiers from foreign battlefields, this paper analyses contemporary forms of military remembrance of the fallen. Referring to Jacques Derrida's concept of »hauntology«, it interprets these policies as necropolitical attempts to ban the haunting presence of the dead.

Keywords: death cult, necropolitics, post-heroism, casualty shyness

Autor

Ulrich Bröckling
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Institut für Soziologie
Rempartstr. 15
79098 Freiburg
ulrich.broeckling@soziologie.uni-freiburg.de